

# Der Vater und sein Kind

*Von Alexander van der Does de Willebois*

## *Vertrauen von der Mutter her*

Alles, was wir sind, sind wir in Wechselbeziehungen mit anderen geworden, Interaktion nennen wir sie zu Beginn unserer Erziehung, später zwischenmenschliche Beziehungen. Was jedoch unser Reifsein kennzeichnet, ist, daß man Verantwortung für sein individuelles und einmaliges Leben übernimmt. Wir verdanken vieles im Guten oder Schlechten anderen, vor allem unseren Eltern. In diesem Sinn sind wir Schuldner der anderen, auch wenn es nur ihres Vorbildes wegen wäre, das uns in irgendeiner Weise immer beeinflusst. Zugleich mündet unsere gesamte Lebenserfahrung in eine einmalige Identität ein, die nur die unsere ist und für die nur wir und sonst niemand Verantwortung haben.

Der Begriff Identität, auch Ich-Identität genannt, bildet den Kern der Theorie von der psychosozialen Entwicklung, wie sie Erik Erikson aufgezeigt hat.<sup>1</sup> Erikson unterscheidet verschiedene Stadien in der Entwicklung des Kindes, deren erstes maßgeblich ist, ob ein Grundvertrauen oder ein Grundmißtrauen entsteht. Das hängt in erster Linie von der Mutter ab, der Vater wird erst später eingeschaltet. Die in den ersten Monaten bestehende Beziehung zwischen Mutter und Kind bestimmt zum größten Teil, ob das Kind Vertrauen zum Leben gewinnt oder nicht, ein fundamentales Vertrauen auf das Gutsein der Existenz, das die Grundlage für seine spätere Identität bildet.

Kommt das affektive Leben im ersten Lebensjahr zu kurz, dann führt das zu einem »grundlegenden Mißtrauen«, zu einer »fundamentalen Angst«, zu einer Existenz in einer Welt voll Angst, des mangelnden Vertrauens zu sich und anderen, der Feindseligkeit, weil man immer fürchtet, nie anerkannt zu werden in dem, was man ist und was man wird.

Das Vertrauen oder die unbeirrbar sichere Sicherheit wandelt sich im Lauf des ersten Jahres in den Beziehungen des Kindes zu seiner Mutter in einen harmonischen Gleichklang des einen im anderen, in dem Schritt für Schritt die jeweiligen Sinnesempfindungen zu einem Gefühl des inneren Gutseins und der Harmonie führen. So wird die Mutter innere Sicherheit und äußere Berechenbarkeit, dank derer der erste auf die Gesellschaft ausgerichtete Akt des Kindes möglich wird: Es ist bereit, die Mutter als Bezugspunkt ohne allzu großen Unwillen und Angst aufzugeben. Dieses Gefühl des Vertrauens, wie

---

<sup>1</sup> Erik Erikson. *Childhood and society*. London 1985.

es im ersten Lächeln seinen Ausdruck findet, ist die Grundlage für das Gefühl der Identität, ein Gefühl des Vertrauens und der guten Meinung von sich selbst, die es später ermöglichen, dem Leben ohne allzu große Angst gegenüberzutreten. Die Beziehung zwischen der ganzen Reife des Erwachsenen und dem grundlegenden Vertrauen des Kindes drückt Erikson so aus: »Gesunde Kinder haben keine Angst vor dem Leben, wenn die Eltern genügend Kraft haben, den Tod nicht zu fürchten.«

In diesem Beitrag soll jedoch nachgewiesen werden, daß die Beziehung der Mutter zum Kind vom Vater her unterstützt werden muß. Die Erziehung ist von Anfang an eine Angelegenheit der beiden Eltern, auch wenn der Einfluß des Vaters im ersten Stadium eher indirekt ist.

Die Ruhe und Sicherheit der Mutter in ihren Beziehungen zum Kind fordern die Sicherheit der Liebe und Hingabe von seiten des Mannes. So beruht auch das Selbstvertrauen des Mannes auf der Gewißheit, daß seine Frau an ihn glaubt und ihn braucht. Die Kinder sind sich ihrer Eltern in dem Maß gewiß, als sich die Eltern ihrer gegenseitig gewiß sind, als der eine den anderen in seiner spezifischen Stellung stärkt. Das hilft den Kindern, ihre Angst zu überwinden. Dann gibt es nichts mehr, was sie hindern könnte, ihre innere Freiheit zu gewinnen. Wer gelernt hat, keine Angst vor dem Tod zu haben, ist unverwundbar.

In normalen Zeiten, wenn alles problemlos abläuft, mag die Einsicht in diese Zusammenhänge von keinem besonderen Interesse sein. Heute jedoch, wo Verfolgung in der Welt um sich greift, haben wir uns Rechenschaft darüber zu geben, worauf es im Leben ankommt. Welches sind die Werte, die uns heilig sind, die und um welchen Preis sie zu verteidigen wir bereit sind? Das größte Hindernis darin ist die Furcht. Sie ist auch die Hauptwaffe des Feindes. Der Terror, die Unterdrückung bedienen sich der Furcht, um ihre Macht wirksam auszuüben. Das Zeugnis Solschenizyns und derer, die Ähnliches im Lauf der Jahrhunderte erduldeten, zeigt, daß man alles kann von dem Augenblick an, da man seine Furcht überwunden hat, weil man schon alles ohne Rücksicht auf die Folgen weggegeben hat.

Um auf das fundamentale Vertrauen zurückzukommen: Erikson zeigt, daß es in engem Zusammenhang mit der Religion steht. Es besteht eine direkte Verbindung zwischen dem Vertrauen, das eine Mutter für sich hat und das sie ihrem Kind vermitteln will, und »der Religion und der Tradition, insofern sie lebendige seelische Kräfte sind, die jenen Glauben und jene Überzeugung wecken, von denen die Persönlichkeit der Eltern durchdrungen sein muß, damit das fundamentale Vertrauen auf die Zuverlässigkeit des Lebens gestärkt wird«.

Hier macht Erikson die Anmerkung, daß Millionen Menschen ihren Glauben anderswoher holen als von religiösen Wahrheiten. Wie immer es sich dabei verhält: »Jene, die eine Religion haben, beziehen notwendig von

daher ihren Glauben, den sie dem Neugeborenen in der Form des Grundvertrauens vermitteln. Jene, die glauben, Religion nicht nötig zu haben, leiten ihren Glauben aus einer anderen Quelle ab.« Das zeigt in jedem Fall, daß niemand dieses Vertrauen aus sich selbst haben kann. Das führt Erikson zu dem Schluß, daß die universale Dimension dieses ersten Stadiums der Entwicklung kosmischer Art ist.

### *Vaterschaft und Abtreibung*

Der Vater spielt in diesem ersten Stadium für das Kind keine Rolle. Sie beginnt erst, wenn das Kind zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich unterscheiden kann, wenn es lernt, sich als ein eigenes Wesen zu erkennen, das vom anderen unterschieden ist, den es zu erkennen anfängt. Zu Beginn seines Lebens ist das nicht der Fall. Das Neugeborene lebt nach Piaget in einem a-dualen Zustand, in dem es noch keine Dualität zwischen dem Ich und Nicht-Ich gibt. Das Neugeborene fühlt sich in seinem Zustand so, wie seine Mutter es fühlt und wie es seine Mutter fühlt. Die Erfahrung seiner selbst ist eine Erfahrung der Gesamtsituation. Es kennt den Herzrhythmus, den Geruch und die Wärme des mütterlichen Körpers und nach einiger Zeit auch die Züge im Antlitz der Mutter. Sie ist die Welt, in der es geboren ist: die erste und unmittelbare Gegebenheit. Anders ausgedrückt: Das Kind kennt seinen Vater, weil es ihn sprechen hörte, die Mutter kennt es buchstäblich von innen und außen. Die Welt des Neugeborenen ist die einer völligen Abhängigkeit von der Einheit, in der sich Mutter und Kind eines im andern ausdrücken und sich gegenseitig spiegeln. Eine Einheit voller Seligkeit, der jedoch eines Tages eine Grenze gesetzt werden muß, damit sich das Kind auf seine eigene Bestimmung und Identität ausrichten kann. Wenn diese Selbstverwirklichung und Befreiung vom seinsmäßigen Urgrund der Mutter einsetzt, dann ist es Zeit für den Vater, aus den Kulissen hervorzutreten, auch wenn er schon lange vor der Geburt immer gegenwärtig war.

Man erfaßt oft nicht genügend, mit welcher Tiefe und Anteilnahme der künftige Vater seine Vaterschaft lebt. Das wird auf eine erschütternde Weise aus einer amerikanischen Studie sichtbar, die sich mit der Abtreibung befaßt: »Men and Abortion«, auf die ich kurz eingehen will.<sup>2</sup>

Es handelt sich um junge Männer, die treu zur künftigen Mutter halten, etwa die Hälfte der angeführten Fälle, und die sich aufs tiefste von der Abtreibung betroffen erleben. In großen Linien und etwas verallgemeinernd läßt sich sagen: Der Mann fühlt sich zunächst schuldig, hilflos und schäbig, weil er die Schwangerschaft nicht verhindern konnte. Er weiß nicht, wie er sich verhalten soll, und er empfindet sich als tief schuldig, auch wenn er nur

---

2 Arthur B. Shostak & Gary MacLouth. Men and Abortion. New York 1984.

zum Teil verantwortlich ist. So wird er auch mit der größten Geringschätzung im Abtreibungszentrum behandelt.

Er kann nichts von seinen inneren Bewegungen erkennen lassen. Er sieht sich in der Stellung dessen, der seiner Freundin beistehen und helfen muß, die üble Viertelstunde zu überstehen. Er muß ihr stark und mutig versichern, daß alles ohne Probleme vorübergehen wird. Das erweckt den Eindruck, als sei er ein Zuschauer, der von dem Ereignis nicht betroffen ist. Er sieht sich in die Rolle des Schuldigen gestellt, ohne eine Stimme im Schuldkapitel zu haben. Auch wenn er das Kind um jeden Preis retten wollte, wagt er es nicht zu zeigen, und er kennt nur eines: es ist dein Kind, deine verzweifelte Situation, und ich schließe mich voll und ganz deiner Entscheidung an.

Es geschieht eine totale Identifikation mit der Frau, deren Schwangerschaft unerwünscht ist. Jeder Sinn für Proportionen ist geschwunden, und um so mehr, je geheimer man in den meisten Fällen die Schwangerschaft halten wollte. Eine stumme Verrücktheit bemächtigt sich der Situation von dem Augenblick an, da die Sexualität zu einer Schwangerschaft führte. Ein junger Mann drückt das so aus: »Denkt man an Verliebtheit, an sexuelle Beziehungen, dann denkt man an Glück, aber plötzlich sind da zwei Menschen, die völlig verrückt sind.«

Wenn alles vorbei ist und der Mann die größtmögliche Hilfe und Unterstützung gegeben hat, dann ist oft alles zu Ende: nicht nur die Schwangerschaft, sondern auch die Liebe, und jeder der beiden geht seinen einsamen Weg, gebrochen und enttäuscht. Nichts bleibt mehr. Keiner der beiden will, daß die Erinnerung an das, was geschehen ist, wieder aufflammt, wenn man den anderen wieder sieht. Es folgen stumme Vorwürfe und, genauso beim Mann, der immer wiederkehrende Gedanke an das Kind, das geworden wäre, und an den Vater, der er gewesen wäre. Die Autoren der Studie treten zwar für die Abtreibung ein, sagen jedoch ausdrücklich: »Wir hörten sie immer wieder von dem reden, was sie nachts oder tagsüber träumten, daß sie ein Kind gehabt hätten, das niemals das Tageslicht erblickte, und von ihren Vorstellungen, wie stolz sie als junge Väter hätten sein können.«

Bei der Frau ist eine auf den ersten Blick irrationale und paradoxe Situation festzustellen: Zunächst war es ihre Entscheidung. Aber der junge Mann, der das Kind gerne behalten hätte, wagte es nicht zu sagen. Jetzt muß er die bittersten Vorwürfe hören: »Warum hast du mir das angetan?«. Die Autoren sprechen von einem immer wieder vorgebrachten Refrain: »Jetzt sagt sie, ich hätte sie dazu gezwungen. Sie weint oft, und es ist unmöglich, sie davon abzubringen, daß ich sie zu dieser Abtreibung gezwungen hätte.«

Handelt es sich hier lediglich um einen weiblichen Mangel an Logik? Soll da nur ein Sündenbock gesucht werden? Ich glaube nicht. Der Vorwurf geht tiefer und ist gerechtfertigt. Er kommt aus dem unbewußten Wissen, daß die Haltung des Mannes durch mehr bestimmt sein muß als durch ein schuldhaft-

tes Nachgeben. Man hätte gerne entschiedene Worte gehört. Die Frau will gewiß behütet sein. Und sie war sehr darauf aus, ihren Willen durchzusetzen. Es handelte sich um ihren Körper, um ihre Entscheidung. Aber in einer tiefen Schicht ihrer Persönlichkeit wollte sie das alles nicht. Was sie wollte, ohne es jemals bewußt aussprechen zu können, war, daß man sie gegen sich selbst schützte.

Auch unter den günstigsten Umständen erregen eine erste Schwangerschaft und eine erste Geburt große Freude und zugleich tiefe Beunruhigung, sind Anlaß der verwirrendsten Bewegungen. Sie wecken tausend Empfindungen, bedeuten eine radikale Veränderung für das weitere Leben, für das Bild, das man von sich hat, und lassen viele Konflikte aus dem vergangenen Leben wieder aufleben. Deshalb sind sie mit vielen Ängsten, Zweifeln und allen möglichen wirklichen und eingebildeten Unsicherheiten beladen. Es handelt sich also um einen Zustand, der von außen her Hilfe braucht: einen klaren Standpunkt und eine Entschiedenheit, die der Vielfalt der verwirrenden Empfindungen eine Struktur und feste Ordnung geben.

### *Der Vater als Nicht-Mutter*

Welche Bedeutung kommt also dem Vater zu, dem jungen Mann, der, wie wir gesehen haben, schon vor der Geburt seines Kindes innerlich Vater ist, der, auch wenn er bei der Abtreibung noch sehr jung war, niemals mehr der gleiche sein wird wie vorher, der mit dem Schatten des Kindes lebt, das nie geboren wurde, mit einer Vaterschaft, die nie verwirklicht wurde, der sich nun überdies die bittersten Vorwürfe anhören muß. nicht entschieden genug Stellung genommen zu haben, daß er in falsch verstandener Solidarität dem anderen auf der Flucht folgte und dabei seine Zuneigung verlor? Diese negative Erfahrung kann uns den Platz zeigen, den der Mann an der Seite, manchmal auch gegenüber seiner Frau und seinem Kind einnehmen muß.

Er muß als erstes klar zeigen, daß er, wie der Kinderarzt Aldo Naouri sagt, Nicht-Mutter ist. Er muß sich ganz bewußt hüten, für sein Kind eine zweite Mutter sein zu wollen. Von dem Augenblick an, wo, ausgehend von der Symbiose von Mutter und Kind, die Individualität des Kindes erwacht, muß der Vater als der andere zugegen sein. Das ist ein Platz, den er nur einnehmen kann, wenn ihn die Frau ihm zuweist, indem sie auf ihn weist. »Indem sie das Kind auf seinen Vater weist, führt sie es in die Welt des Symbols ein.«<sup>3</sup>

Das alte Ägypten hatte eine genaue Vorstellung von der Bedeutung des Vaters.<sup>4</sup> Warum auf eine so weit zurückliegende Geschichte zurückgreifen?

3 Aldo Naouri. *Une place pour le père*. Paris 1985.

4 J. Assmann. *Das Bild des Vaters im Alten Ägypten*. In: H. Tellenbach. *Das Vaterbild in Mythos und Geschichte*. Stuttgart 1976.

Weil uns daran die wesentlichen zu allen Zeiten geltenden Seiten des Vaterseins aufgehen. Sie gehören zum Archetyp des Vaters, zu seinem Wesen, das durch alle Veränderungen hindurch unverändert bleibt.

Die ägyptische Kultur war matrilinear strukturiert: das Kind empfing im Gegensatz zu patrilinearen Gesellschaften seinen Namen von der Mutter. Es war nicht der Vater, dem man die Hauptrolle bei der Erzeugung zuschrieb. Der Mann stand nicht über seiner Frau. Mann und Frau standen politisch und juristisch auf gleicher Ebene.

Trotzdem hatte der Vater, dessen soziale Stellung bescheiden war, eine beträchtliche Autorität. Er war das Werkzeug der Tradition. Seine zentrale Stellung, die Vermittlung kultureller Werte, wie dies zuerst im Schoß der Familie geschieht, bestand darin, daß er die Stimme der heiligen Tradition war. Ihm oblag es, den Kindern die göttlichen Regeln und Gesetze weiterzugeben, wie sie seit den ältesten Zeiten in der Schöpfung niedergelegt waren und dank derer man in Frieden mit den Göttern und der Gesellschaft mit ihrer Kultur lebte.

In dieser kurzen Beschreibung werden einige wichtige Seiten in der Stellung des Vaters sichtbar:

1. Der Vater besitzt eine Autorität, die nicht die seine ist in dem Sinn, als verdanke er sie an erster Stelle seinen persönlichen Eigenschaften. Es handelt sich um eine die Person übersteigende Autorität, das heißt um die der Tradition, insofern sie objektive Norm ist, der der Vater ebenso unterliegt wie die Kinder.

2. Da die Rolle des Vaters darin besteht, das kulturelle Erbe weiterzugeben, hat man zu allen Zeiten die Bedeutung des Vaters darin gesehen, daß er seinen Kindern den Weg in die Kultur und Geschichte eröffnet. Er muß seinen Kindern helfen, sich von der unmittelbaren Bindung an die Mutter zu lösen, damit sie in der Zuwendung zu ihrer eigenen Bestimmung ihre Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung gewinnen. Sie übernehmen ihr eigenes Personsein und geben den unvergänglichen Werten und Normen, so sehr sie davon bestimmt bleiben, auf ihre Weise eine neue Form in der Abfolge der Generationen. Veränderung also und Wachstum, zugleich aber Dauer und Festigkeit.

3. Die Bedeutung der Vaterschaft ist eher kulturell als biologisch. Die geistige Zeugung des Kindes ist das eigentlich Entscheidende. In einem gewissen Sinn wurde das Kind der Mutter vom Vater adoptiert, indem es sich durch ihn und entsprechend seinen Weisungen führen ließ. Auch dies ist ein Element, das sich in der modernen Psychologie und in der allgemeinen menschlichen Erfahrung findet: Die Mutter ist eine unmittelbare, biologische und sichtbare Gegebenheit. Der Vater muß das Kind gewissermaßen erst zu dem seinen machen. Er kann das nur, wenn die Mutter auf ihn weist und ihm genügend Platz dafür läßt, indem sie zu erkennen gibt, daß sie ergänzt werden

muß. Irgendwie sagt sie zum Kind: Siehe da, dein Vater, der Mann, von dem ich dich empfangen habe, er ist die Ergänzung, der andere Pol meiner Mutterschaft und meiner Liebe. Die Mutter kann diesen Hinweis unterlassen und den Vater nicht ins Spiel bringen. Sie kann sich in einer Art Narzißmus in eine sexuelle und geistige Frigidität zurückziehen und vom Mann absetzen. Das ist, als würde sie dem Kind sagen: Du bist mein Kind, du bist es, das mich bestimmt, und ich bin es, die dich bestimmt. Du bist es, das ich wünschte, dein Vater ist mir gleichgültig. Das ist in letzter Konsequenz die Haltung der freiwillig ledig bleibenden Mütter. Etwas Ähnliches gibt es auch in den Familien und unterstreicht deren narzißtische Situation, wo das Kind nicht um seiner selbst willen gewollt ist, sondern als Zusatz zur egozentrischen Existenz der Mutter. Es wird nicht als Geschenk angenommen, sondern als Besitz gefordert.

Es liegt eine Welt zwischen dem Ein-Kind-Haben und Ein-Kind-Besitzen, wie man ein Haustier oder einen Gebrauchsgegenstand besitzt. Ich möchte damit nicht sagen, daß der Wunsch nach einem Kind unverstündlich und unmenschlich sei. Im Gegenteil. Nur fordert das Ein-Kind-Haben in einem bestimmten Augenblick nicht weniger Opfer als keines haben. Eines dieser Opfer – es ist für die einzelnen Charaktere verschieden groß – fordert, daß man bereit ist, sich in einem bestimmten Augenblick davon zu trennen. Das erste Zeichen, an dem man die Bereitschaft der Mutter dazu erkennt, besteht darin, daß sie die Vaterschaft des Mannes anerkennt. Anders ausgedrückt: Das erste Zeichen, durch das der Vater gegenwärtig wird, ist symbolischer Art, wenn die Mutter bereit ist, dem Kind den Familiennamen des Vaters zu geben, und damit seine Vaterschaft anerkennt. Vom Vater verlangt das, daß er auf seine persönlichen Interessen verzichtet. Ich möchte sagen, daß er seit der ersten Identifikation mit seiner Mutter eine Neigung hat, sich sein Kind nach der Art heutiger junger Väter anzueignen, die ihr Neugeborenes in einer Bauchtasche tragen, in einer Art äußerer Gebärmutter, und die nichts so sehr wünschen, als so die biologische Ungleichheit zwischen den Geschlechtern aufzuheben, um ihm ihrerseits die Brust zu geben. So gibt es auch Frauen, die die Tatsache, daß die Schwangerschaft den Frauen vorbehalten ist, für eine Ungerechtigkeit der Natur halten. Sie könnten das auch als Privileg betrachten. Die Aufgaben der beiden Eltern sind, wie Naouri sagt, dissymmetrisch. Mann und Frau, Vater und Mutter können sich ergänzen, gerade weil sie wesentlich verschieden sind. Sie können sich aber nur ergänzen, wenn sie ihre sehr verschiedene Gleichwertigkeit annehmen. Sie können es nicht, und sie riskieren, in ihren Kindern eine große Unordnung anzurichten, wenn sie versuchen, die geschlechtlichen Unterschiede zu leugnen oder zu neutralisieren, wenn sie so tun, als gebe es keine spezifischen Unterschiede zwischen Mann und Frau, die sich gegenseitig beeinflussen, und daß dies nur zufällige und austauschbare Rollen seien.

»Gott schuf den Menschen nach seinem Bild. Nach dem Bild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er ihn« (Gen 1,27). Das ist eine fundamentale und elementare Gegebenheit. Der Mensch existiert nur als Mann oder Frau, nicht anders. Das Kind findet nur schwer seine Identität, wenn es sich von dem Zeitpunkt an, in dem sich sein körperliches Ich und seine sexuelle Identität herausbilden, in seinem Geschlecht nicht wohl fühlt. Deshalb braucht es in seiner Umgebung Vorbilder – heute sagt man Bezugspersonen –, die ihm durch ihr Verhalten und äußere Erscheinung ein klares Bild von Mann und Frau geben, von dem, was zum einen und zum anderen gehört. Das gilt auch dann, wenn in der Praxis das Leben es mit sich bringt, daß die Bilder einander überlappen, sich ausgleichen und verändern, so daß im Notfall das eine das andere ersetzen kann.

### *Die Bedeutung des Vaterbildes*

Vom psychologischen Standpunkt aus – man kommt fast automatisch zu verallgemeinernden Formulierungen in Schwarz-weiß – ist der Mann auf sozialer und kultureller Ebene das begrenzende und normierende Strukturprinzip, das die Dynamik der Gesellschaft garantiert,<sup>5</sup> die das unerläßliche Gegengewicht zum rein mütterlichen Modell der Fürsorge, der Verhütung und Behütung bildet, die den Menschen in eine derartige Atmosphäre des Ausgleichs, des Verstehens, des Schutzes, des Vermeidens allen Risikos einhüllen, so daß er nie seine Unabhängigkeit und persönliche Verantwortung gewinnt.

Diese Dynamik bringt es mit sich, daß der Mann seit unvordenklichen Zeiten der ist, der entdeckt und erobert. Er repräsentiert die Maschine, die Wissenschaft und die technologische Entwicklung, durch die wir die Mutter Erde angegangen sind und die wir zu ersticken drohen.

Der Mann repräsentiert das Werden, die Frau das Sein. Sie ist der mütterliche Schoß, die Quelle allen Lebens, die Seele, die Wärme, die Sicherheit des Hauses. Die Individualpsychologie hat uns gezeigt, daß der Mann das Modell des Ich-Ideals ist, nach dem sich die Selbstverwirklichung des Kindes ausrichtet, der Halt, der eine dritte Autorität repräsentiert, die das Kind braucht, um sich vom ontologischen Grund der Dualität Mutter-Kind zu befreien und seinen Weg in die Wirklichkeit des Lebens zu finden. Denn die mütterliche Allgegenwart, die am Anfang das Gefühl der Sicherheit, des Vertrauens und des Wohlbefindens schenkte, könnte dazu führen, die aufkommende Identität des Kindes untergehen zu lassen, wodurch im Kind das Gefühl der Angst entstünde. Es kommt zu einer frühen Identitätskrise, in der das Kind die Möglichkeit der Identifizierung mit dem Vater

---

5 Vgl. die Arbeit des Autors: *La Société sans Père*. Paris 1985.

haben muß, damit es nicht ein Leben lang ein Mutterkind bleibt. Das könnte später zu einer übersteigerten Demonstration der Unabhängigkeit führen, zu Ungehorsam und Rebellion. Bevor es jedoch so weit kommt, versucht das Kind auf seine Weise zu zeigen, was ihm an Beziehungen fehlt. So konnte man einmal im Rundfunk eine ledige Mutter hören, die berichtete, daß ihre kleine Tochter alle Männer anbetete und sie mit Papa anrede. Die Mutter hielt das für eine amüsante Sache!

Es gibt psychopathische Entwicklungen – von der Homosexualität über Drogensucht bis zu verschiedenen Formen der Schizophrenie –, die durch ein fehlendes oder sehr negatives Vaterbild verursacht sind, vor allem dann, wenn die Mutter den Mangel kompensieren möchte und das Kind sehr verwöhnt. Unter anderen Gründen ist das fehlende oder negative Vaterbild auch schuld an der Jugendkriminalität. Es fehlt die väterliche Führung als Ordnung und Grenzen setzende Kraft. So schreibt der amerikanische Psychologe Maslow: »In den letzten Jahren haben die amerikanischen Väter oft die Tendenz, ihre Rolle abzulehnen, die Welt für ihr Kind zu ordnen. Das kann dazu führen, daß ihre Kinder unentschlossen, voller Spannungen und negativ eingestellt werden. Das Kind beginnt, die Eltern geringschätzig zu behandeln und ihnen gegenüber Ablehnung zu empfinden, vor allem gegen den Vater, weil er sein Verlangen nach Ordnung und Werten enttäuscht.«<sup>6</sup> So ist ein gespanntes Verhältnis desorientierter Kinder der Preis, den die Väter (natürlich auch die Mütter, wenn sie den Vater verdrängt haben) dafür zu zahlen haben, daß sie dem Bedürfnis der Kinder nach normativen Werten nicht entsprochen haben. Um jedoch Normen und Werte festzusetzen, bedarf es eines transzendenten Prinzips, will man nicht der Willkür und dem Relativismus verfallen.

Das führt zu einer dritten und letzten Ebene, der kosmisch-religiösen Ordnung. Mircea Eliade zeigt in seiner Phänomenologie der Religion, daß seit den frühesten mythischen Zeiten der Mann immer mit dem Himmels-Gott, dem Geist, dem Logos verbunden wurde. In der Abfolge der Generationen repräsentiert er die Stimme der Tradition, das Gesetz und das Gewissen. Dagegen ist die Frau das Symbol der Mutter Natur, der geheiligten Erde, der Urwasser, aus denen alles entsteht. Sie repräsentiert den heiligen Sinngrund des Lebens, und ihre eigentliche Aufgabe ist die Einbindung der Kinder in die Gesellschaft, womit auch die Ausbildung des religiösen Sinnes verbunden ist. Das wird hier sehr absolut ausgedrückt. Die Wirklichkeit kennt jedoch je nach Personen fließende Übergänge, viele Züge, die beiden Geschlechtern gemeinsam sind, die aber in der Polarisierung der Geschlechter verschieden akzentuiert sind. Und schließlich gibt es auch ein durch die jeweiligen Umstände bedingtes psychosoziales Verhalten. Wie dem auch sei,

---

6 Frank Goble, *The third force*. New York 1970.

in den indischen Upanishaden umarmt der Mann die Frau mit den Worten: »Ich bin der Himmel, du bist die Erde.« So tritt die Gemeinschaft von Mann und Frau in die heilige Ordnung der Schöpfung ein. Ihre Ehe wird als Symbol des schöpferischen Handelns gesehen, der kosmischen Ehe zwischen dem Himmels-Gott und der Mutter Erde, als Hierogamie, aus der alles hervorgeht.<sup>7</sup>

Die jüdisch-christliche Tradition kennt eine ähnliche Symbolik, wenn sie unter dem Bild von Bräutigam und Braut die Einheit zwischen Jahve und seinem Volk Israel schildert, im Neuen Testament von der Gemeinschaft Christi mit seiner Braut, der Kirche, spricht. Darum haben die Eltern eine heilige Sendung, in der die Stellung des Vaters von Gott, dem Vater, her legitimiert wird, »von dessen Vaterschaft alles im Himmel und auf Erden benannt ist« (Eph 3,15).

Aus welcher Quelle man immer die Werte schöpft, die innere Kraft und die Charakteristik einer Gesellschaft sind letztlich von jenen Werten bestimmt, die ihre Glieder zu verteidigen und weiterzugeben bereit sind, auch unter Einsatz ihres Lebens. Dies und nichts anderes macht das Wesen der Vaterschaft aus. Da es jedoch, davon bin ich überzeugt, die Frauen und Mütter sind, die eine Gesellschaft hüten und tragen und dem Mann das Selbstvertrauen schenken, kann man nur hoffen, daß sie die Weisheit und Redlichkeit aufbringen, dem Mann seine Verantwortlichkeit ins Gedächtnis zu rufen und ihn in seiner Entscheidung zu stärken.

---

7 Mircea Eliade. *Le sacré et le profane*. Paris 1965.